

Buchrezension Gabriele Stöger

Forum Kultur: Die Praxis der Interkultur

Dokumentation des Symposiums vom 1. - 2. Juni 2006

Andreas Grünewald Steiger, Rita Klages (Hrsg.), 130 Seiten, ISBN 978-3-929622-30-0

Preis: 9,80 EUR

Wenn wir die kontroversiellen Diskussionen um die Documenta 12 beobachten, zeigt sich einmal mehr, wie notwendig es ist, der *Interkulturalität* auch im Bereich von Museen und Ausstellungen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Dazu sei ein kleiner Exkurs gestattet, denn der Tenor vieler Kritiken ist symptomatisch: Auf der sogenannten *d 12* waren unter 113 teilnehmenden KünstlerInnen aus 42 Ländern ungefähr ebenso viele weibliche wie männliche (außergewöhnlich!). Sie kamen aus 42 Ländern und überwiegend aus Afrika, Lateinamerika, Asien oder Osteuropa („*Die einstige Hegemonie des Westens ist abgeschafft*“, Alfred Nemeček in der *Kunstzeitung* 132/August 2007). Die meisten KünstlerInnen waren den KritikerInnen unbekannt und nicht auf bewährten Rankinglisten des Kunstmarktes zu finden. Interessanterweise führte das jedoch nicht dazu, die Rankings zu hinterfragen. Vielmehr wurde das Gezeigte als mittelmäßig und – noch schlimmer – als „Kunsth Handwerk“ abqualifiziert („*The worst art show ever*“, Richard Dorment im *Daily Telegraph*, 19/06/2007).

Interkulturalität bedeutet aber, sich von der Unantastbarkeit eurozentrischer Urteile zu verabschieden und die eigene Definitionsmacht zu relativieren. Umso mehr gilt das für die Museen, deren Aufgabe – schon aufgrund ihrer Entstehungsgeschichte als monokulturelle Einrichtungen – die *Versicherung* der eigenen Identität in Abgrenzung zum *Fremden*, *Anderen* war und die damit die Auffassung bestätigten, nur das *Eigene* sei auch gut (genug, um aufbewahrt zu werden). Verunsicherung, die zur Hinterfragung tradierte Bewertungen führt und die Umkehr von Hierarchien sind Sache der Museen – trotz aufklärerischer Wurzeln – erst, wenn engagierte Vermittlungsarbeit kräftig nachhilft.

Mit dem Tagungsband „**Forum Kultur: Praxis der Interkultur**“ wird versucht, anhand von Modellen aus der Praxis in Deutschland und der Schweiz (leider ist kein Beispiel aus Österreich dabei, vielleicht weil mit dem Umbau des Völkerkundemuseums in Wien ein wichtiger Standort nun schon seit Jahren gar nicht zur Verfügung steht?) zu zeigen, wie das gehen könnte. Neun Projekte aus dem Museums- und Kulturbereich, die sich mit Migrationsprozessen und ihren vielfältigen interkulturellen Perspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten auseinandersetzen, werden ausführlich vorgestellt.

Wenngleich in der kurzen Einleitung der HerausgeberInnen Andreas Grünewald Steiger und Rita Klages der Anspruch formuliert wurde, auszuloten, wie die Praxis verstärkt und vernetzt werden kann, fehlen mir im Anschluss an die Projektbeschreibungen, die zweifellos sehr anregend sind, eine analysierende Zusammenfassung und ein Ausblick. So wird nicht gleich sichtbar, welche Voraussetzungen, Ressourcen, Kontakte und Kooperationen gelingende interkulturelle Arbeit wahrscheinlicher machen. Allerdings ist die dokumentierte Tagung ja erst ein Anfang gewesen, das Forum Interkultur wird 2007 fortgesetzt (vielleicht demnächst auch mit österreichischer Beteiligung?)

Im Vordergrund des Symposiums im Juni 2006 stand die These, dass „*Interkulturelles Lernen und kulturübergreifendes Arbeiten eine nicht zu unterschätzende ... Ressource gesellschaftlicher Entwicklungsmöglichkeiten darstellt*“. Kunst und Kultur sollen auch für die Interessen und Anliegen von MigrantInnen und deren Nachfolgenerationen zugänglich gemacht und neue Aktionsfelder in Museen und Gemeinwesen erschlossen werden. Dafür braucht es ein demokratisches Selbstverständnis, Dialog mit und Mitwirkung der neuen Zielgruppen, was den vorgestellten Projekten gemeinsam ist. Die Beispiele kommen aus dem Überseemuseum Bremen, dem Museum der Kulturen in Basel, dem „Haus 49“ (einem internationalen Stadtteilzentrum in Stuttgart), aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg und dem Stadtmuseum Ludwigshafen. Außerdem werden ein deutsch-kongolesisches Theaterprojekt in Münster und ein deutsch-polnisches Kooperationsprojekt im Brandenburgischen Haus der Kulturen beschrieben.

In welcher Weise können Ausstellungen einem veränderten Besucher Klientel, nämlich multikulturell zusammengesetzten jugendlichen Besuchergruppen gerecht werden? fragt etwa Anka Bolduan vom Überseemuseum Bremen und antwortet mit dem Projekt **FIES - Foschen in eigener Sache** bei dem Jugendliche zwischen 14 und 20 im Rahmen von außerschulischen Projekten mit den zentralen Aufgaben eines Museums und seines Handwerkszeugs vertraut gemacht werden, um damit ihr eigenes kulturelles Umfeld zu erforschen. Die Jugendlichen wählen das Thema ihrer Recherchen selbst. Pro Jahr können 20 Gruppen mit je 40 Projektstunden teilnehmen. Alle Projekte sind auf einer Homepage zu finden, halbjährlich wird eines der Projekte mit dem „Überseemuseums-Award“ belohnt. TeamleiterInnen, KünstlerInnen und LehrerInnen erhielten eigens eine Fortbildung für interkulturelles Arbeiten. Die Ergebnisse der einzelnen Projekte werden in Form von Ausstellungen, Zeitungen oder Aufführungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, unter den Jugendlichen wurden TutorInnen gesucht und ausgebildet, die ihrerseits als MultiplikatorInnen wirken und das gesamte Vorhaben wurde in Kooperation mit der Universität Bremen auch evaluiert. (Sehr vieles an FIES erinnert an „Das Nützliche und das Fremde“, eine Projektreihe, die das Büro für Kulturvermittlung mit ähnlicher Zielsetzung mit Lehrlingen in ganz Österreich durchgeführt hat, und an das britische Keywork-Modell)

Mit dem medienpädagogischen Projekt „Urban Islam Medial“ erhielten Jugendliche die Gelegenheit, ihre Meinungen Anliegen und Fragen zum Thema Islam im Rahmen einer Ausstellung im Museum für Kulturen in Basel zu bearbeiten (50% der in der Schweiz lebenden Muslime sind jünger als 25). Die Jugendlichen erstellen Video-, Audio- oder Fotobeiträge, die schließlich als Teil dieser Ausstellung präsentiert wurden. Die Jugendlichen schätzten sehr, dass ihnen damit eine öffentliche Plattform für die Artikulation ihrer unterschiedlichen Meinungen zur Verfügung gestellt wurde.

Dasselbe Museum bildete auch den Schauplatz für eine Ausstellung, in der Feste und Rituale verschiedener Religionen („Feste im Licht“) aus subjektiver Erzählperspektiven von Kindern und Erwachsenen verschiedener Religionszugehörigkeit dargestellt wurden (Interviews, die in der Ausstellung zu hören waren). Parallel zu dieser sehr erfolgreichen Ausstellung entstanden eine DVD/CD-Rom und eine Publikation mit Arbeitsvorschlägen und Anleitungen die auch bestellt werden können.

Einen autobiografischen Zugang wählten auch die MitarbeiterInnen der Ausstellung „Meine Stuttgarter Geschichte“, in der es um Migrationsgeschichten und Identitäten von Jugendlichen, die in Stuttgart geboren sind, und deren Familien geht. Caroline Gritschke schildert als Schwierigkeit bei dem Ausstellungsvorhaben, das in einem Stadtteilzentrum (Haus 49) im Stuttgarter Nordbahnhofviertel durchgeführt wurde. Lebensgeschichten von MigrantInnen greifen, auch wenn sie nicht in ihr Heimatländer zurückkehren, über die nationalen Grenzen hinaus. Die Identifikation der Jugendlichen zwischen 14 und 19 ist mit der türkischen Heimat, die sie häufig nur von Urlaubsaufenthalten kennen, stärker als mit dem Geburts- und Wohnort Stuttgart. SchülerInnen fungierten bei diesem Projekt als virtuelle StadtführerInnen, die ihre Sicht auf die Stadt und die Herkunftsregionen der Eltern verknüpften.

Mit Lebensgeschichten von MigrantInnen in Bremer Unternehmen beschäftigten sich auch 30 Studierende der Ethnologie über ein Jahr lang in einem Forschungs- und Ausstellungsprojekt zu „transkulturellen Lebensgeschichten“. 25 Fallgeschichten wurden gesammelt, ausgewertet und in einer Ausstellung von Objekten zur Repräsentation der individuellen Arbeitsbiografien umgesetzt („Under Construction“).

Die einzelnen Projekte sind mit ihren jeweiligen Absichten, Voraussetzungen und Abläufen gut nachvollziehbar und empfehlen sich vielfach als Modelle für eigene interkulturelle Projekte. Bei jedem Artikel steht außerdem eine Kontaktadresse mit E-Mail und Website.

Wesentlich scheint mir neben den partizipatorischen Ansätzen der jeweiligen ProjektleiterInnen die Kooperationsbereitschaft der Institution (Museum), die Arbeitsmöglichkeit über einen längeren Zeitraum, die dafür nötigen Ressourcen (Personal und Budget) sowie die Möglichkeit, den von den Beteiligten geschaffenen Ergebnissen auch an die Öffentlichkeit zu verhelfen, Interkulturalität muss wo immer möglich auch sichtbar sein, damit sie an der *Hegemonie des Westens* zumindest kratzt.